

Petrivision „HeimatLIED“**4. Mai 2019**

Wo sind wir, wenn wir Musik hören? Was für eine Frage! Spielt bei der Musik das *Wo* eine Rolle? Wir sind in einem Konzertsaal, einem Club, einer Kirche, vielleicht. Auf einem Straßenfest oder im Auto. Wir sitzen im Kino und bemerken die punktgenau komponierten Klänge kaum bewusst, weil sie uns nur helfen sollen, der Erzählung der Bilder zu folgen. Wir sind in der Küche oder im Bügelzimmer und lassen uns bei der routinierten Hausarbeit die Zeit vertreiben. Wir sind einfach irgendwo. Wozu die Frage?

Wo sind wir, wenn wir Musik hören? Mit ebendieser Fragestellung überschreibt Peter Sloterdijk ein langes und wichtiges Kapitel in seinem Werk über die *Weltfremdheit*. Weltfremdheit? Wo die Musik doch so diesseitig-allanwesend, alltäglich- alltagsbegleitend und nahezu unbegrenzt verfügbar ist? Ja, Weltfremdheit. Sloterdijk ist überzeugt: Wer Musik hört, ist nicht ganz *in* und nicht ganz *von* dieser Welt. Auch wenn es der Materie eines Körpers oder Instruments bedarf, um Musik zu erzeugen: Ihr klangliches Wesen transzendiert ins Geistig-Immaterielle.

Wenn wir die Welt beschreiben und benennen, pflegen wir uns zuallererst auf unseren Gesichtssinn zu verlassen. Was wir *sehen*, lokalisieren wir außen, also auf Distanz. *Hören* dagegen geschieht *innen*. Eine Sängerin mag dort hinten stehen, aber ihre Musik ist *in* mir, und meinem Erleben nach bin ich *in* ihrer Musik. Zu einer solchen Wahrnehmung spielen unsere Urerfahrungen eine Rolle. Der

Fötus im Mutterleib *schaut* nicht, aber er *hört*: ein wohliges Körperrauschen und eine euphonisch gefilterte Außenwelt. Kein Wunder, dass er bei der Katastrophe der Geburt dann von seiner Ankunft in der Kakophonie des Weltenlärms zunächst einmal gar nicht begeistert ist. Und seine Sehnsucht nach einer Rückkehr in die Ursprungsharmonie wird er niemals ganz vergessen. (Darum übrigens lieben Menschen Kirchenräume.) Ohrenbetäubende Rockmusik, in großen Stadien aufgeführt, repräsentiert für Sloterdijk eher das *adventische* Motiv des In-die-Welt-Geworfen-Werdens, den Schrei des Geborensseins nach dem ersten Klaps.

Die Mehrzahl der musikalischen Werke jedoch lockt uns *nirwanisch* ins Noch-Nicht- oder Nicht-Mehr-Sein. Die *Air* von Bach, die Schlichtheit des immerwährenden *Turnaround* von Pachelbels *Canon in D*. Man wähnt sich in den Fingerkuppen von *Mark Knopfler*, wenn er das Leitmotiv von *Local Hero* auf den Gitarrensaiten zupft, als wäre man dort, in den Spitzen, mit dem Fingerzeig Gottes, nicht zur Erschaffung, sondern zur Erlösung Adams, verbunden.

In meiner Familie gab es keine Heimatlieder. Heimat, das waren die weiten Wälder Ostpreußens und das Meeresrauschen am Frischen Haff. Für mich als Kind nur ein geträumter Ort. Und mit Ausnahme eines Gute-Nacht-Lieds waren für meine Mutter alle heimatlichen Klänge unter den Traumata von Krieg und Flucht verstummt. Und während der kleine Bernd aus den damals noch zylindrischen Waschmittelkartons seine ersten Trommeln baute, bestaunte er die *Halbstarken*, die auf ihren Schultern trefflich so genannte

Kofferradios spazieren führten: die quäkenden iPods der 1960er Jahre. Zu den Heimatliedern meiner Eltern wurden die Schlager aus dem Schwarz-Weiß-Fernseher. Sobald dort eine Geige oder ein Mann mit Dirigentenstab erschien, wurde abgeschaltet. Das war die Musik der anderen. Und auch wenn ich seitdem hörend und musizierend durch alle möglichen Genres gewandert bin: Heimat ist für mich immer die Popmusik geblieben. Auch eine kirchenmusikalische Heimat kenne ich nicht. Ich staune nur, dass Zigtausende, die sich für die christliche Botschaft ansonsten überhaupt nicht interessieren, stundenlang barocke Oratorien mit nervigen Arien, unendlichen Wiederholungen und Texten aus dem BDSM-Studio absitzen.

Wo sind wir, wenn wir Musik hören? Irgendwo tief drinnen und doch jenseits von allem. Was ich persönlich nicht verstehe: warum Männer eigentlich singen. Musik ist für mich eine zutiefst weibliche Kunst. Auch Männer geben Geborgenheit, so viel will ich einem Grönemeyer zugestehen, doch wird uns aufgrund der XY-Chromosomie das entscheidende binnenkörperliche Moment des paradiesischen Klangraums zur Aufbewahrung anderen Lebens niemals zur Verfügung stehen. Musik, das sind für mich die Stimmen von Joni Mitchell, Karen Carpenter und Shawn Colvin, und ja: auch die Stimmen von Ellie Goulding, Taylor Swift und Anne Marie. Nur Stimmen wie diese können in mir ein Gefühl von Heimat auslösen.

Wahrscheinlich ist dies auch der Grund, warum ich nie so recht verstanden habe, dass in naiv-personalistischen religiösen Vorstellungen Gott als *männliche* Wesenheit imaginiert wird. Ein

männliches Prinzip, vorwiegend hoch oben im Himmel heimisch, würde schon aus topographischen Gründen tendenziell eher beherrschen und unterwerfen, wohl eher kaum trösten, bergen und heilen. Das Jenseits unserer Hoffnung muss inmitten dieser Welt in ihrer Tiefe verborgen sein. Gott ist keine Frau, so wie Gott auch nie ein Mann gewesen ist. Aber sie ist ein Klang, der in sich schwingt und uns in sich schwingen lässt.

Wo also sind wir, wenn wir Musik hören? Mitten in der Welt und darin ganz woanders – zu Hause.